

In: WERKBLATT. Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik 61/2008, S. 73-102

Begehren – Bewegen – Analysieren¹

Ulrike Körbitz

„Der psychoanalytische Prozeß ist kein Mittel, um sich in einem linearen Verlauf immer besser und immer glücklicher zu fühlen.“ (Morgenthaler 1981, 140)

Die im Jahre 1917 gehaltene Vorlesung über „Das menschliche Sexualleben“ beginnt Sigmund Freud mit folgenden Worten: „Meine Damen und Herren! Man sollte doch meinen, es sei nicht zweifelhaft, was man unter dem ‚Sexuellen‘ zu verstehen habe. Vor allem ist doch das Sexuelle das Unanständige, das, von dem man nicht sprechen darf“ (Freud 1916/17, 313). Österreich befand sich im Ersten Weltkrieg². Das Ende der Monarchie war zum damaligen Zeitpunkt absehbar. Im Refugium der Wiener Universität wird Freud gemäß seiner einleitenden Definition also über etwas sprechen, von dem man nicht sprechen darf. Sein interdisziplinär zusammengesetztes Publikum bestand aus Hörerinnen und Hörern aller Fakultäten. Im späteren Verlauf der Vorlesung richten sich Freuds Worte nur noch an den männlichen Teil seiner Zuhörerschaft.

Was „das Sexuelle“ betrifft, fällt er zwar gleich zu Beginn mit der Tür ins Haus, bleibt jedoch über seine vielfältig angelegten Ausführungen hinweg die Klärung der Zusammenhänge zwischen dem Unanständigen (dem Sexuellen) und dem Sprechen schuldig – als würden sie sich von selbst verstehen. Warum eigentlich ist das Sexuelle unanständig? Bezieht sich das Unanständige auf das Sprechen gegenüber Dritten oder bereits auf die sexuellen ‚Taten‘? Die Erfindung des psychoanalytischen Behandlungsrahmens kann meiner Ansicht nach als Versuch gelten, das unanständige Sexuelle heraufzubeschwören und dennoch die Fassung zu bewahren. Es soll immerhin so davon gesprochen *und* geschwiegen werden, dass die an dem Unterfangen Beteiligten Stunde für Stunde einigermaßen anständig

¹ Dank an die „SollbruchstellenverursacherInnen“ (Karl Fallend, Anna Koellreuter, Cornelius Textor), an Gabriella Hauch und die Kolleginnen des „Arbeitskreises Feministische Psychoanalyse“. Die Fundamente dieses Textes bilden Unterredungen mit Analysandinnen und Analysanden aus nachträglicher Perspektive.

² In „Zeitgemässes über Krieg und Tod“ reiht Freud sich in die nicht-kämpfende Gruppe der „Daheimgebliebenen“ ein, beklagt die Lähmung seiner Leistungsfähigkeit sowie Verwirrung, die wesentlich durch ein - kriegsbedingt – verändertes Verhältnis zum Tode bedingt sei. (1915, 325 und 344)

wieder daraus hervorgehen, d.h. sich beim Abschied in die Augen schauen können, ohne die Contenance zu verlieren. Freud (er)klärt das Unanständige am Sexuellen nicht.³ Er arbeitet damit. Diese riskante Haltung wurde allerdings nicht zum Schibboleth der Psychoanalyse. Ganze Kohorten von nach-freudianischen Analytikern sind dazu übergegangen, Gedanken an das Sexuelle im Aufbau des psychoanalytischen Theoriegebäudes auszutrocknen bzw. die Triebtheorie für überholt zu erklären. Und in den Behandlungszimmern? Wie in Fallgeschichten vielfach dokumentiert, sollen dort auf empathischem Wege mächtige Allianzen von Verstehen, Interpretieren, reifer Einsicht und autonomer Selbstreflexion zum Einsatz kommen.⁴ Was dabei verloren geht, wird noch zu zeigen sein.

Dieser Vortrag entstand im Kontext meiner Beschäftigung mit drei psychoanalytischen Autoren, die sich diesen Tendenzen verweigern und an der riskanten Haltung Freuds festhalten. Sie haben die Frage der sexuellen ‚Subjektwerdung‘ des Menschen nicht ad acta gelegt, sondern theoretisierend weitergetrieben: Fritz Morgenthaler, Jacques Lacan und Jean Laplanche. Aus unterschiedlichen Denktraditionen stammend, entwickelten diese Autoren jeweils spezifische, eigenwillige Auffassungen zum psychoanalytischen Prozess, zu Fragen der Behandlungstechnik und den Positionen von Analytiker/Analysand. Ich werde im Weiteren immer wieder auf sie zurückkommen, während die Annäherung an einen Fragenkomplex im Zentrum stehen soll: Wohin gelangen wir, wenn AnalytikerInnen ein Begehren (im Sinne Lacans) zugeordnet wird? Wo kann dessen Ursprung bzw. seine Ursache zu suchen sein?

Zum Boden, der die Behandlung trägt⁵

Beim Nachdenken über die Beschaffenheit des Bodens, der die „Kranken“ trotz hoher Kosten, Mühen, Unsicherheiten und Enttäuschungen zur Kooperation mit dem „Seelenarzt“ bereit macht und die Psychoanalyse letztlich wirksam werden lässt, stößt Freud auf eine starke,

³ Zumindest nicht dort, wo es zu erwarten wäre – Hinweise auf zwischenmenschliche Dynamiken bei der Erzeugung des Unanständigen finden sich an anderen Stellen seines Werks, beispielsweise in der Untersuchung über Tendenzen und Lustmechanismen des Witzes (1905).

⁴ Freud betont, dass es nicht (intellektuelle) Einsicht sei, die zu Veränderung führe, sondern etwas im Verhältnis zwischen Patient und Arzt (1916/17, 463 und 1926, 255f.). Dennoch wird zur Frage der Wirksamkeit der Psychoanalyse von ‚Klassikern‘ der Ich-Psychologie wie Greenson über Kernbergs Objektbeziehungspsychologie bis hin zu intersubjektiv orientierten Autoren wie Zwiebel immer wieder die Trias von Verstehen, Interpretieren (Deuten) und Einsicht ins Feld geführt.

⁵ Wenn ich im Folgenden die weibliche oder männliche Form passagenweise abwechselnd verwende, sind in der Regel jeweils beide Geschlechter gemeint. Es klingt nur anders. Möglicherweise auftauchende Spannungen sowohl im Sprechen als beim Zuhören liegen in der ‚Kultur der Sache‘. Deren Aufrechterhaltung könnte einer *psychoanalytical correctness* entsprechen.

einseitig vom Patienten auf die Person des Arztes gerichtete Gefühlsbereitschaft. Sie hat seiner Ansicht nach etwas höchst Eigentümliches, Befremdliches und Merkwürdiges (Freud 1938, 99) an sich, das aus der analytischen Situation heraus nicht erklärbar sein könne. Eine angemessene Bezeichnung für dieses Etwas fand Freud 1895 in der Substantivierung eines Vorganges: die Übertragung als Resultat des Übertragens. Wie in der *Traumdeutung* (1900, 568 f.) dargelegt, vermittelt der Vorgang zwischen Zeiten/Zeiträumen, Inhalten/Vorstellungen und Orten.⁶ Es sind Intensitäten, also energetische Zustände oder besser Quantitäten, die übertragen und verschoben werden, wobei sich unbewusste Vorstellungen mit harmlosen, dem Vorbewussten bereits zugänglichen Vorstellungen verbinden. Diese kommen zu ihren heftigen Aufladungen vielleicht ähnlich ‚unschuldig‘ wie die Jungfrau zum Kind. Die von Freud so bezeichneten „libidinösen Affekte“ sind von ihren ursprünglichen Entstehungszusammenhängen getrennt, sie können sich wie Parasiten auf andere Wirte setzen. Das verschiebende Übertragungsgeschehen beschränkt sich nicht auf die psychoanalytische Situation. Es wird hier lediglich auf eine besondere, ana-chronistische Art in Schwingung gebracht. Mittlerweile sprechen sogar die Gegner der Psychoanalyse mit großer Selbstverständlichkeit von Übertragung, so als hätte der Begriff als neutralisierter Terminus Technicus mühelos an Terrain gewonnen. Das Eigentümliche, schwer Fassbare der von seinem damaligen Schöpfer nur „widerstrebend anerkannten Tatsache“ (1916/17, 459) der Übertragung ist im Grunde jedoch geblieben. Ebenso, wie es sich immer wieder neu herstellt, klebt es am Wort. Im Hinblick auf die Entstehungsgeschichte der Psychoanalyse ist es wenig überraschend, dass Freud sich der Beschaffenheit des Bodens, der die Behandlung trägt, über die Dynamik der heterosexuellen Anziehung⁷ nähert. Dies kommt in seiner 1917 gehaltenen Vorlesung zur „Übertragung“ beispielhaft zum Ausdruck: „Man hört nun aber (...) mit Erstaunen Äußerungen von Seiten der Frauen und Mädchen, welche eine ganz bestimmte Stellungnahme zum therapeutischen Problem bekunden: sie hätten immer gewusst, dass sie nur durch die Liebe gesund werden können, und von Beginn der Behandlung an erwartet, dass ihnen durch diesen Verkehr endlich geschenkt werde, was ihnen das Leben bisher vorenthalten.“ (1916/17, 458) Einige Passagen später heißt es: „Manche Frauen verstehen es, die Übertragung zu sublimieren und an ihr zu modeln, bis sie eine Art von Existenzfähigkeit

⁶ Vgl. hierzu Knellessen et. al. 1998, 13. Zur Begriffsgeschichte führt Paul Parin aus: „Französisch heißt Übertragung ‚transfer‘: Der Ausdruck stammt von Charcot, der in seinen Experimenten mit hysterischen Lähmungen herausgefunden hatte, dass es möglich war, mit suggestiven Methoden wie Hypnose und Wachsuggestion Lähmungen von der einen Körperhälfte auf die andere zu übertragen, was bei organischen Schädigungen des Nervensystems ja nicht geht.“ (Parin 2008, 104)

⁷ Ihrem Buch „Die Urszene der Psychoanalyse“ (1995) legt Vera King die Annahme zugrunde, Liebes- und Erkenntniswunsch des männlichen Entdeckers im Hinblick auf das Geheimnis der weiblichen Anderen

gewinnt; andere müssen sie in ihrer rohen, ursprünglichen, zumeist unmöglichen Gestalt äußern.“ (ebda. 460) Ein ähnliches Geschehen zwischen männlichem Arzt/Analytiker und männlichem Patienten findet bei Freud zwar auch regelmäßig Erwähnung. Seine diesbezüglichen Formulierungen wirken jedoch wie geläuterte Hinzufügungen, die auf harmlosere, sublimierte Nebenschauplätze verweisen⁸ – kaum vergleichbar mit der sprachlichen ‚Wucht‘, die den Schöpfungsakt des Übertragungsbegriffes aus der Mann-Frau-Begegnung heraus begleitet: konkret ist es die Beziehung zwischen Breuer und Bertha Pappenheim (Anna O.). Freud wird in deren Geheimnisse als außenstehender Dritter⁹ über seinen Freund Breuer eingeweiht. Für das Vertrauen, das dieser ihm gegenüber an den Tag legt, revanchiert sich Freud aus der Position eines vor dem Schlüsselloch stehenden Beobachters mit dem Übertragungsbegriff als Extrakt eines komplexen Erkenntnisprozesses, dem ein verwirrendes Geschehen zugrunde liegt.

Die Hoffnung auf eine bisher im Leben vorenthaltene Liebe soll es also sein, die den Menschen (insbesondere den weiblichen!) im Verkehr mit dem Analytiker gesund werden lässt bzw. ihn mit dem hierfür nötigen „Glauben“ (ebda. 463) ausstattet. Diese hier angedeutete Dimension erscheint mir sehr wesentlich, verlässt sie doch die vorherrschende Vorstellung von Übertragung als Wiederholung und „falscher Verknüpfung“ (Freud 1895, 309) mit dem Psychoanalytiker als „Reinkarnation“ einer wichtigen Person der Vergangenheit (Freud 1938, 100) zugunsten von etwas Neuem, noch nie Dagewesenen. Die von Freud angeführte Hoffnung verweist im Grunde genommen auf Überschreitung, also auf ein utopisches Moment als treibenden Faktor für das Zustandekommen der sogenannten Übertragungsliebe. Diese Hoffnung auf etwas im Leben bisher Vorenthaltenes, noch nie Erfahrenes hat im psychoanalytischen Geschehen gute Chancen auf Erfüllung, wie ich denke. Die Entsprechung auf seiten der Analytikerin findet sich in der Erwartung, sie möge von ihrem Analysanden „(...) nicht nur hören, was er weiss und vor anderen verbirgt, sondern er soll uns auch erzählen, was er nicht weiss.“ (ebda. 99) Da auch die Analytikerin nichts von dem wissen kann, was der Analysand nicht weiß, setzen beide Beteiligte – aus unterschiedlichen Positionen - auf schwer kalkulierbare, unbekannte Größen, die mit dem Ringen um Vorenthaltenes zu tun haben.

würden die Entstehungsgeschichte der Psychoanalyse in charakteristischer Weise prägen und vorantreiben.

⁸ Beispielsweise: „Die sublimierten Formen der Übertragung sind zwischen Mann und Mann in dem Maße häufiger und die direkte Sexualforderung seltener (...)“ (ebda. 426)

⁹ Lacan bezeichnet die Beziehung zwischen Breuer und Bertha Pappenheim als das Tor, durch welches das Unbewusste in den „Gesichtskreis von Freud“ getreten ist (1964, 164) und wagt den Gedanken, ob nicht in Berthas Schwangerschaft eine Manifestation des Begehrens ihres Arztes (Breuer) zu sehen sei. „Es dreht sich auch darum, was der Analytiker will, dass der Patient aus ihm mache.“ (ebda. 166)

Die französische Wende

Lacan sieht die Übertragung in der Erwartung oder im Glauben begründet, der Analytiker möge jemand sein, der über etwas grundlegend Benötigtes Bescheid weiß und verfügt.¹⁰ Ihre Wirksamkeit entfaltet sich immer dann, wenn im Akt des Sprechens etwas geschieht, das sowohl Sprecher als Zuhörer verändert.¹¹ In die Position einer Übertragungsfigur kann grundsätzlich jeder geraten, der „anderen Bedeutung formuliert“ (Lühmann 2006, 102), dennoch herrscht keine Beliebigkeit. Ausschlaggebend für die Übertragungstauglichkeit eines Menschen werden Anknüpfungsmöglichkeiten an bestimmte Merkmale seiner Person sein, der Ruf, der ihm vorausseilt, das Angebot, das er macht. Im Rahmen dieses Angebots übernimmt der Analytiker die Funktion, Provokateur der Übertragung zu sein, wie es Laplanche (1996, 177 ff.) postuliert. Er hat Erwartungen an das, worüber er verfügt – als Unterstellung – zwar aufzunehmen, sie jedoch nicht agierend zu erfüllen und im Wesentlichen nur eines zu wissen: Er ist sterblich. Aus dem Wissen um die Sterblichkeit in seiner Funktion als Analytiker leitet sich Lacan zufolge eine Position der „ignorantia docta“ (Lacan 1954a, 349), der belehrten Unwissenheit ab. Damit ist keine wissensvermittelnde, interpretierende, einsichtsfördernde, sondern eine formale Rolle gemeint, die Form-Gebende Wirkung haben soll.

„Die ‚letzte Autorität‘ im analytischen Rahmen liegt beim Unbewussten des Analysanden und nicht beim Analytiker als einem Herrn des Wissens, der unmittelbar begreift, was der Analysand sagt und was die Bedeutung seiner Symptome ist.“ (Fink 2005, 53) Dem Unbewussten die Stellung einer Respektsperson einzuräumen, einer Körperschaft mit besonderen Fähigkeiten, Ansehen und Einfluss, die Gehorsam verlangt, ist ungewöhnlich und eigenartig – wie Vieles bei Lacan. Die Autoritätsverschiebung von der Analytikerin hin zum Unbewussten der Analysandin hat mit seiner Auffassung des Unbewussten als einem strukturiertem Wissen zu tun, von dem allerdings weder das Ich der Analysandin noch die Analytikerin im Voraus Kenntnis hat. Lacan begreift das Unbewusste nicht als individuelle psychische Instanz mit Sitz im eigenen Körper, sondern als etwas von Außen in das Subjekt

¹⁰ In diesem Sinne knüpft ‚Wissen‘ an die Funktion der Nahrung an.

¹¹ „Jedesmal, wenn ein Mensch zu einem anderen in authentischer und voller Weise spricht, gibt es Übertragung im eigentlichen Sinn, symbolische Übertragung – es geschieht etwas, das die Natur der beiden anwesenden Menschen verändert.“ (Lacan 1954 b, 143) Ähnlich argumentiert Theweleit, wenn er meint, Übertragung sei ein Ausdruck für „(..)Verwandlerpotenzen, die fähig sind, den ganz fälschlich so genannten Konsumenten zu verändern, wenn dieser sich diesem Prozess überlässt.“ (2007, 325)

Hineingetragenes. Es ist eine über Individuen, auch über Zeit und Raum hinausgehende, soziale, transgenerationale Größe (Langlitz 2005, 133).

Die symbolische Ordnung einer Gemeinschaft, die Strukturen von Verwandtschaftssystemen, von Sprache und kulturell bedeutsamen Sprechakten sind unabhängig vom „Bewußtsein der ihr unterworfenen Subjekte“ (ebda. 134) wirksam, sie prägen Leben und Geschlecht eines Menschen längst vor seiner Geburt, beispielsweise durch die Namensgebung. Wenn Lacan das Unbewusste als den *Diskurs des Anderen* oder als die Summe der „Wirkungen, die das Sprechen auf ein Subjekt hat“ (Lacan 1964, 132, 156) bezeichnet, verortet er nicht nur seine Entstehung, sondern auch seine spätere Hervorbringung in der Beziehung zu einem anderen Menschen, der bereits Träger und Vertreter der symbolischen Ordnung ist. Dieser ist mit dem Begriff des *Anderen* gemeint: das völlig andere Subjekt¹², das in seiner Einzigartigkeit im Grunde genommen einen Ort oder eine Instanz im Gefüge von Sprache und Gesetz darstellt¹³. Der *Andere* (der symbolischen Ordnung) wird niemals wirklich zu fassen, verfügbar oder einfühlbar sein und daher fremd bleiben.

Im Gegensatz zum großen *Anderen* meint der kleine *andere* den Ähnlichen. Es ist das von Vorstellungen der Ähnlichkeit durchdrungene Bild eines Liebesobjekts, das dem eigenen Körper gleicht (während die andere Person als Spiegel fungiert). Dieses Bild entsteht beim Säugling durch das Experimentieren mit eigenen Körperbewegungen und -vorgängen, deren Auswirkungen auf und in dem Körper seines Gegenübers abgelesen werden. Der *andere* ist nicht wirklich verschieden. Der Begriff entspricht am ehesten dem bisherigen psychoanalytischen Objektbegriff, der das äußere Liebesobjekt als ein durch Phantasietätigkeit, Projektionen und Wünsche Montiertes konzipiert.

Der *Andere* wiederum verweist auf eine dritte Größe (Evans 2002, 300), auf einen Bezugspunkt für jeweils beide an einer Beziehung Beteiligten, der im wesentlichen in der eigenständigen Struktur der Sprache begründet liegt. Die Sprache kann nach Ansicht Lacans nicht einfach im freien, kreativen Zugriff auf Bedeutungs- und Ausdrucksmöglichkeiten zwecks Kommunikation benützt werden. Sobald der Mensch in die Welt des Sprechens eintritt, ist er der Sprache unterworfen¹⁴ - sie wird zur Vermittlungsinstanz übergeordneter

¹² Vgl. hierzu Warsitz 2004.

¹³ „Dieser Andere (immer mit großem A geschrieben), da er ‚irgendeiner‘ sein kann, ist nicht eine bestimmte Person; er ist vielmehr ein *Ort*, an den man sich begibt, wenn man spricht. ‚Man‘ empfängt das Wort, indem man es vom Ort des Anderen hört. Buchstäblich ist das der Fall für das Neugeborene, das von der Mutter bzw. dem Vater und allen anderen Personen mit Worten ‚bombardiert‘ wird. Indem das Subjekt spricht, betritt es selbst diesen Ort, indem Es in ihm spricht, unbewusst und ununterbrochen, trägt es diesen Ort in sich mit.“ (Lipowatz 1982, 56)

¹⁴ Er wird zum Subjekt. Lacan betont die wörtliche Bedeutung von „sub-jectum“: unterworfen sein. Vgl.

Prozesse. Zwischen dem durch sprachliche Lautbilder, Zeichen und Formulierungen Ausgedrückten (Signifikant) und dem damit in der eigenen, von Körpervorgängen begleiteten Vorstellungswelt Gemeinten (Signifikat) wird immer eine Kluft, eine Spaltung bestehen.

Die durch Lacan eingeleitete, in breiteren Teilen der deutschsprachigen psychoanalytischen Gemeinschaft jedoch erst durch seinen abtrünnig gewordenen einstigen ‚Paradeschüler‘ Jean Laplanche (vgl. Koellreuter 2004, 22)¹⁵ populär gewordene *französische Wende* ließe sich in einer zwischen beiden Autoren verbindenden und notwendigerweise stark vereinfachenden Zwischenbilanz aus meiner Sicht folgendermaßen skizzieren:

Die Erwachsenen sind bereits vor dem Kind auf der Welt. Der erwachsene *Anderer* tritt mit seinem strukturierten, ihm selbst jedoch unbekanntem Unbewussten an das Kind heran, bevor dieses überhaupt, sei es erwünscht oder unerwünscht gewesen, das Licht der Welt erblickt. Bei Lacan sind es die rätselhaften Signifikanten, bei Laplanche die rätselhaften sexuellen Botschaften der Erwachsenen, die das Kleinkind zugleich erregen und irritieren. Die kindliche Triebentwicklung verläuft in Abhängigkeit von den bereits vorhandenen trieblichen Bahnungen seiner erwachsenen Bezugspersonen, die auf die Bedürfnisäußerungen des Kindes antworten und ihnen auf Basis ihrer bereits ausgebildeten Sprache – interpretierend – Bedeutung verleihen. Udo Hock bringt das, was vor allem in Abgrenzung zu den Objektbeziehungstheorien als *französische Wende* gelten kann, in folgenden Worten auf den Punkt: „Bevor das Neugeborene überhaupt den Anderen als Objekt wahrzunehmen in der Lage ist, ist es selbst Objekt des Anderen; und dieses Verhältnis ist für den Konstituierungsprozeß des Unbewussten entscheidend.“ (Hock 2001, 225)

Das von Lacan erdachte Unbewusste ist ein über das Individuum hinausgehendes, mit seiner geschlechtlichen Realität verknüpft, pulsierendes Gebilde, das sich kontinuierlich öffnet und schließt, erneuert und in diesem Sinne arbeitet (Lacan 1964, 150 und 161). In ihm gelangen – wie in einer Sprache – strukturierte Inhalte zur Wirkung, über die das Subjekt mit früheren Generationen verknüpft ist. Jeder Mensch trägt etwas unausweichlich Fremdes in sich, das durch die Verführung der erwachsenen *Anderen* im Gefüge einer symbolischen Ordnung in ihn hineingetragen wurde. Kommt den Elternfiguren in der Metapsychologie seit Freuds Aufgabe der Verführungstheorie häufig die Stellung von seltsam geschlechtslosen,

Widmer 1990, 41.

¹⁵ Oder, wie Laplanche selbst sagt: Eines seiner „Musketiere“ (ebda. 20). In einigen neueren deutschsprachigen Publikationen wird erstaunlicherweise Laplanche (und nicht Lacan) als Neubegründer und umfassender Reformulierer der Psychoanalyse im Sinne der Einführung eines *Primats des Anderen* oder des *Zurück zu Freud* bezeichnet (vgl. Bayer/Quindeau 2004 oder Müller-Pozzi 2008). Laplanche selbst verheimlicht seine entscheidenden Bezüge zu Lacans Freud-Interpretation nicht, bleibt in seinen Absatzbestrebungen jedoch häufig im Ungefähren (beispielsweise bezüglich der Differenz zwischen *Anderer/anderer* oder zwischen *real/*

dem Kind gegenüber asexuellen, versorgenden primären Bezugspersonen oder ‚Containern‘ für kindliche Projektionen zu, werden sie nach französischer Lesart zu sprechenden, aktiven, geschlechtlichen, begehrenden Wesen, die ihre strukturierten unbewussten Phantasien in dem kindlichen ‚Behälter‘ unterbringen.

Freud konstatierte eine Kluft zwischen Bedürfnisbefriedigung und Wunscherfüllung: Der Wunsch hat seinen Ursprung, sein Vorbild in unwiederholbaren kindlichen Befriedigungserlebnissen. Während organische Bedürfnisse gezielt befriedigt werden können, ist die Wunscherfüllung mittels realer, äußerer Objekte nicht möglich, da der Wunsch einem in der „Erinnerungsspur festgeschriebenen Wahrnehmungsbild eines Befriedigungserlebnisses entspringt“ (Heim 1986, 835). Um das Spannungsverhältnis zwischen Vorstellungen von Befriedigung und der Tatsache, dass deren realen Vorläufern oder Ur-Bildern niemals genügt werden kann (vgl. ebda. 841) hervorzukehren, benützt Lacan das Wort Begehren (*désir*)¹⁶ und macht es zu einem Angelpunkt seiner Theoriebildung. Es wird zur Bezeichnung für den Rest, der weiterhin bestehen bleibt, wenn ein Bedürfnis befriedigt wurde – zu vergleichen mit einer prinzipiell unstillbaren, mehr oder weniger 'lauten' Sehnsucht. Das Begehren benötigt das ödipale Verbot, um sich zu formieren. Es verlangt das Unmögliche. Die lustvolle Erregung, das Genießen wird kurzfristig zum Gegenspieler des Begehrens, das im Zuge der Befriedigung in Vergessenheit geraten wird, sich über das Phantasieren jedoch wieder aufbaut und erneuert. Es richtet sich auf kein bestimmtes Objekt, zumindest sind seine Objekte austauschbar. Das Begehren hat aber nach Auffassung Lacans eine *Ursache*, die in ein bestimmtes Liebesobjekt hineingelesen bzw. hineingestoßen wird: Dieser eine Mensch scheint über das rätselhafte Etwas zu verfügen, das mir fehlt. „ (...) das Objekt (wird, U.K.) als etwas betrachtet, das die Ursache ‚enthält‘ und das Kennzeichen ‚hat‘, welches das Begehren erregt.“ (Fink 2005, 78) In der ‚Liebe auf den ersten Blick‘ zeigt sich dieser Vorgang besonders deutlich.

Die Ursache des Begehrens nennt Lacan irritierenderweise *objekt a*. Sie entsteht aus hochspezifischen erregenden und zugleich befriedigenden kindlichen Erfahrungen mit einem frühen Liebesobjekt, die rund um den Kontakt mit Körperteilen, bestimmten Gesten, Stimmlagen und dem Blick organisiert sind – sofern sich in diesem Kontakt das aktive Begehren des Erwachsenen zeigt und hierdurch ein Moment unabdingbarer Präsenz zwischen Beiden entstehen kann. Eine Wirklichkeit ohne Außen, ohne Worte, ohne Zeitgefühl. Damit diese spezifischen Erfahrungen zur Ursache des Begehrens des Kindes werden können, gehört

symbolisch/imaginär).

¹⁶

Vgl. Bormann 1994.

– entscheidend – ein *zweites Moment*: Der Verlust dieser gemeinsamen Wirklichkeit. Verlust, Trennung, Abwesenheit kennzeichnen die Geburtsstunde des Begehrens, könnte man sagen, Verführung und Verbot sind seine Eltern.¹⁷

Die Erfahrung der aussetzbaren Befriedigung oder des *Mangels* wird zum Gefahrenmoment, das Angst erzeugt. Erst sein Fehlen führt dazu, dass ein Teilobjekt wie Brust, Stimme, Blick, Kot, Haut oder Geruch als ein zu einem ‚Außen‘ Gehöriges wahrgenommen wird. Es unterliegt dem Willen der *Anderen* und nicht der eigenen Kontrolle.¹⁸ Ist das leibhaftige Liebesobjekt – trennungsbedingt via Erinnerungsarbeit – erst einmal zu einem Vorgestellten, Phantasierten geworden, ist eine Rückkehr zu den Qualitäten von Befriedigung, wie sie in den Zeiten vor dieser Etablierung möglich waren, nicht mehr wiederholbar.¹⁹ Mit dem *objekt a* als Ursache des Begehrens ist nicht das primäre Liebesobjekt Vater oder Mutter gemeint, sondern das verdrängte, nicht direkt erfassbare Objekt der Partialtriebe.²⁰

Lacan zufolge ist das Begehren eine Frage: „Was muss ich (als Kind) tun, um das Begehren und die Aufmerksamkeit der Erwachsenen zu erregen? Was wollen die Eltern von mir?“. (Fink 2005, 83) Voraussetzung für das Begehren-Können ist, umgekehrt begehrt worden zu sein, also als Kind das Objekt des (verbotenen) Begehrens eines Anderen gewesen zu sein. Aber damit noch nicht genug: Der Prozeß entfaltet seine Kräfte nicht nur in der Sphäre zwischen zwei Personen, sondern im sozialen Raum. Was ein Liebesobjekt begehrenswert macht, sind nicht nur die ihm selbst innewohnenden Besonderheiten, sondern die Tatsache, dass es im Rahmen bedeutungsvoller (Sprech-)Beziehungen auch von Anderen begehrt wird. Eine Mutter unterhält solche Beziehungen beispielsweise nicht nur mit Vater und Geschwistern, sondern auch mit den vielen Mitgliedern ihrer Gewerkschaftssektion, deren Vorsitzende sie ist. Seine 'Erfüllung' findet das Begehren nicht in der Lust aus Befriedigung und Erregungsabfuhr, sondern in der Vorstellungskraft des Phantasmas. Anders gesagt: Das Begehren ist die Bezeichnung für eine triebliche Bewegung mit drängelndem Charakter, die ihre Kraft aus Aufschub, Beschränkung, Sprachgebundenheit, Ansprüchen des Anderen,

¹⁷ Diese Elternschaft erläutern Knellessen et.al.: „Dass allererst einmal ein Wunsch entsteht, der das Bedürfnis transzendiert, also mehr will als Befriedigung, verdankt sich der mütterlichen Verführung. (...) Dass dieser Wunsch sich dann aber mit solcher Vehemenz und Ausschließlichkeit auf die Mutter bezieht, verdankt sich dem Verbot des Vaters (oder eines Stellvertreters).“ (2003, 69)

¹⁸ „Es gibt vier Objekte a (Brust, Kot, Stimme, Blick); sie sind Teile des Körpers und weisen die Gemeinsamkeit auf, sich vom Körper lösen zu können, verloren zu gehen. Sie stehen für etwas Verlorenes, für das, was Lacan das Ding nennt, etwas Begriffloses (nicht Symbolisiertes, U.K.), das mit der nie besessenen, immer schon verlorenen (mythischen) Mutter zu tun hat. Weil sie selbst verloren für etwas Verlorenes stehen, werden sie nicht eigentlich Ziel oder im traditionellen Sinn Objekt des Triebes, sondern sie sind dessen Ursache (cause). (...) Das Objekt a ist eigentlicher Gegenstand der Analyse.“ (Borens 2006, 407 f.)

¹⁹ Vgl. Fink 2006, 127

²⁰ Vgl. Lipowatz 1982, 106

Verboten bezieht, die nach Befriedigung strebt, mit der Befriedigung jedoch ihren spezifischen Charakter vorübergehend verliert. Das Begehren lässt uns immer wieder zu neuen Ufern aufbrechen und ist zugleich mit einem weit zurückliegenden, sich dem Zugriff entziehenden Terrain verbunden.

Jeder Mensch entwickelt entlang der für ihn lebensnotwendigen Ausrichtung auf *Andere* und *andere* ein identitätsstiftendes *fundamentales Phantasma*, wie Lacan es nennt: Man könnte es als eine aus vielen Teilchen (dazu gehören auch bewussteinfähige Phantasien) zusammengesetzte, letztlich unbewusst bleibende Annahme oder als ein Konstrukt bezeichnen, die das Subjekt in Bezug auf die Frage entwirft, *wer* bzw. *wie* es zu sein hat, um möglichst im Zentrum des Blickfelds seiner elterlichen Bezugspersonen zu stehen. Angesichts von Verboten und Eingrenzungen arrangiert sich das Kind mit der Unmöglichkeit unmittelbarer Triebbefriedigung (Genießen). Diesen Verlust und die damit verbundene Angst bezeichnet Lacan als unvermeidliche Tatsache der *Kastration* (Fink 2005, 98). In seiner Ausrichtung auf das Begehren der Anderen orientiert sich das Kind bereits früh an den Möglichkeiten der halluzinatorischen Befriedigung, also am Lustgewinn aus seiner Vorstellungskraft. Die Bündelung des kindlichen Begehrens zu einem fundamentalen Phantasma kommt einer Abwehr der unmittelbaren Triebbefriedigung gleich. Die Motive des Unbewussten beziehen sich Lacan zufolge ausschließlich auf das (im umfassenden Sinne) sexuelle Begehren, nicht auf andere physiologische Bedürfnisse. Das *fundamentale Phantasma* ist eine Art verfestigte, subjektive Antwort auf die Frage „was wolltest Du, das ich für Dich bin“,²¹ es bildet sich über lange Zeiträume hinweg. Die Analyse ist eine 'übertragene', nachträgliche Begegnung mit den eigenen Antworten auf das Begehren der Anderen. Was im analytischen Prozess virulent wird, ist nicht so sehr als Beziehungsmuster oder als Struktur zu verstehen, sondern vielmehr als Bewegung.²²

Analytiker begehren ...

²¹ „Das fundamentale Phantasma inszeniert die (Subjekt- U.K.) Position, die man in Bezug auf eine frühe Erfahrung eingenommen hat, die sexuell aufgeladen war und als traumatisch erlebt wurde. In diesem Sinne schließt es Freuds frühe Theorie des Traumas ein: das Kind erlebt übermäßige Sexualität, einen Überschuss an sexuellem Gefühl oder sexueller Lust und ist von Abscheu erfüllt (Hysterie) oder fühlt sich später schuldig (Zwang). (...) Man erkennt hier, dass die Subjekt-Position die einer Abwehr von sexueller Befriedigung oder Genießen ist. Diese Abwehr reflektiert sich im Phantasma, das die Erfüllung des subjektiven Begehrens inszeniert oder es stützt. Dies erklärt, warum das Begehren von Natur aus Befriedigung – wirkliche, sexuelle Befriedigung – verabscheut. Das Begehren findet eine Art Lust am Phantasma.“ (Fink 2005, 312)

²² „Die Übertragung ist nicht diese Struktur. Sie ist die Bewegung, durch welche diese Struktur ihre zu Komplexen organisierten Elemente verschieben kann.“ (Neyraut 1976, 230)

Die Analytikerin hat, wie bereits erwähnt, nicht nur allfällige Bedürfnisse nach persönlicher Autorität an das Unbewusste des Analysanden abzutreten. Sie muss darüber hinaus eine bestimmte Leidenschaft ins Spiel bringen. Diese bezieht sich darauf, Manifestationen des Unbewussten möglichst unvoreingenommen zu beobachten, in Empfang zu nehmen, und sie durch ihre Präsenz präsent zu machen (vgl. Fink 2005, 54). Hier ist *nicht* von Bewusstmachung des Unbewussten durch Interpretation, Verstehen und Einsicht die Rede. Es geht um die Vergegenwärtigung unbewusster Vorgänge im Analysanden. Die Art der Anwesenheit der Analytikerin ist so gestaltet, dass sie über Sprechen und Nichtsprechen etwas zeigt, zum Ausdruck bringt und offenhält, während sie ihre Präsenz im Sinne der Präsentierung ihrer Person ins Abseits stellt: üblicherweise begibt sie sich hierzu aus dem Blickfeld. Umso zentraler wird die Bedeutung von Hören und Stimme.²³ Den für das analytische Geschehen notwendigen Einsatz nennt Lacan das *Begehren des Analytikers*. Ihm wird die Stellung der zentralen, verändernden Antriebskraft (Fink 2005, 18) im psychoanalytischen Prozeß eingeräumt. Dieses Begehren zielt *nicht* auf Wünsche, Pläne, Hoffnungen für den Analysanden, auf erzieherische Maßnahmen oder persönliche Neigungen des Analytikers. Es soll auch nicht der Befriedigung seiner Neugier dienen, die durch das Gehörte unmittelbar geweckt werden und in der Aufforderung münden kann: „Erzählen Sie doch bitte weiter. Wie ging denn diese Geschichte zu Ende?“.

Das von persönlichen Interessen gereinigte²⁴ professionelle Begehren der Analytikerin habe einzig und allein auf das Analysieren gerichtet zu sein. Dieses Postulat ähnelt demjenigen vom Primat der Deutung, es eröffnet jedoch eine weiter reichende Perspektive, die aus meiner Sicht bisher wenig untersucht zu sein scheint: Das Begehren hat eine Ursache. Wohin gelangen wir, wenn wir nach dieser Ursache bzw. nach den Ausgangspunkten für das Begehren der Analytikerin suchen?

Es geht um den Ursprung derjenigen Kräfte und Spannungsverhältnisse, die in ihr wirksam werden, wenn sie die Orientierung an einer bestimmten Art des Sprechens zu ihrem – durchaus kommerziellen – Angebot macht. Sie richtet ihren Arbeitsplatz an einer Art

²³ Auf die unmittelbar körperliche Wirkung der Stimme, die das gesprochene Wort zum zuhörenden Anderen ‚hinüberträgt‘ und auf diesem Wege eigenständige Bedeutungen evoziert, verweisen August Ruhs (1999) und Sebastian Leikert (2002).

²⁴ Lacan selbst dürfte es mit dieser von ihm geforderten reinen, wunsch- und absichtslosen Haltung allerdings nicht allzu genau genommen haben. Einige seiner ehemaligen (Lehr-)Analysanden beschreiben seine Tendenz, sie vor allem für institutionenpolitische Interessen in Anspruch zu nehmen, was zur Aufkündigung von ‚Gefolgschaften‘ führen konnte (Vgl. Green 2000, 11; Laplanche 2000, 54 ff., Laplanche in: Koellreuter 2004, 19f., Roudinesco 1999). Lacan agierte vermutlich in Anlehnung an Freud, der – Paul Roazen zufolge – das Gebot aussprach „andere sollen tun, was ich sage, und nicht, was ich tue.“ (Roazen 1999, 73)

Schaltstelle für Restbestände und Überschüsse ein. Ihre besondere Aufmerksamkeit gilt der geschickten Hervorbringung dessen, worüber man nicht sprechen darf, das jedoch immer wieder seine Spuren hinterlässt: dem Unanständigen.

Die ‚klassische‘ Sicht auf die Verhältnisse zwischen Analytiker und Analysand ließe sich folgendermaßen skizzieren: Der durch Symptome und Konflikte beeinträchtigte Mensch sucht nach Behandlung. Geprägt von einer auf den Koordinaten zwischen Glaube – Liebe – Hoffnung anzusiedelnden *Gefühlsbereitschaft* wendet er sich schließlich an einen Analytiker, etwa mit den Worten „Haben Sie einen Platz frei? Würden Sie mich in Behandlung nehmen?“. Die Übertragung auf die Psychoanalyse bzw. auf einen Analytiker hat sich zu diesem Zeitpunkt bereits in Gang gesetzt. Als sekundäres Phänomen bildet sich dessen Gegen-Übertragung. Der Boden für die im späteren Behandlungsverlauf wirksamen psychoanalytischen ‚Initialzündungen‘ kann sich im konstanten und „schweigenden, stummen Fundus“ des settings (Green 2000, 192) etablieren, um allen möglichen weiteren Erschütterungen standzuhalten.

Was geschieht mit dieser Sichtweise nun im Zuge der *französischen Wende*? Gemäß des *Primats des Anderen* wird der Spieß in gewisser Weise umgedreht: Der Analytiker ist der *Andere*, der Fremde, der einen Prozess in Bewegung setzt, der etwas sucht, hierzu ein Angebot macht und die Übertragung provoziert.²⁵ Bevor ein Analysand überhaupt den Analytiker als potentiellen Adressaten seines Sprechens wahrzunehmen in der Lage ist, ist er bereits Objekt eines allgemeinen Analytiker-Begehrens. Zuerst muss sich der Analytiker als solcher ‚ausrufen‘, bevor sich jemand zu ihm hinbegibt. Die Bereitschaft des Analysanden zu sprechen erzeugt sich erst über in den Raum gestellte Aufforderung „Erzählen Sie bitte. Alles, was Ihnen einfällt, ist von Bedeutung.“ Der Analytiker ist in diesem Fall der „Andere, der sich an mich richtet, mich anredet (..), der etwas ‚von mir will‘.“ (Laplanche 1996, 31). Wie ist es für den Analytiker auszuhalten, ehrlicherweise keine Versprechungen auf Besserung, Heilung, Hilfe, Erfolg etc. machen zu können?²⁶ Die Zauberformel lautet: *Verführung*. Jean Baudrillard gibt ihr den Status einer Scheinwelt und grenzt sie von Liebe und Sexualität ab: „(..) die Verführung zeichnet sich im Gegensatz zur Liebe hauptsächlich durch ihren dualen und rätselhaften Charakter aus. Die Liebe ist zwar mit allen möglichen Rätseln (der Welt)

²⁵ „Die Übertragung ist keine ipsozentrische oder auch monadologische Veranstaltung, keine Selbstgeburt des Analysanden, sie wird wesentlich durch die Haltung des Analytikers provoziert. Insofern trägt die analytische Situation Züge der ursprünglichen Verführungssituation.“ (Hock 2004, 135).

²⁶ Nach Auffassung P. Widmers (1983) unterscheidet sich hierin der psychoanalytische Diskurs von denjenigen der Medizin und der Psychotherapie: Während Medizin und Psychotherapie auf die Anwesenheit des körperlichen bzw. psychischen Symptoms zentriert sind und auf Behebung des Leidens, fragt die Psychoanalyse nach der ‚Lust‘ am Symptom, nach dem Abwesenden, nach verlorenen Objekten usw.

beladen, aber nicht rätselhaft, sondern im Gegenteil sinnträchtig; sie hat weniger mit dem eigentlichen Rätsel, sondern eher mit dessen Auflösung zu tun. (...) das Rätsel (bzw. das Geheimnis, U.K.) ist völlig intelligibel, allerdings kann es weder ausgesprochen noch offenbart werden. Die Verführung ist also unmittelbar verständlich und von blitzartiger Evidenz und andererseits doch unerklärlich und nicht-reflexiv, auf die Gefahr hin, sofort zu verschwinden“ (Baudrillard 1983, 23). Die Verführung funktioniere niemals einseitig, sondern nur in der Unmittelbarkeit für beide Akteure (ebda. 18). So gesehen, braucht der Analytiker keine Versprechungen zu machen. Er muss allerdings eine Idee darüber gewinnen, ob ein tragfähiges ‚Verführungsbündnis‘ zustande kommen wird können. „Verführen heißt, im Anderen eine Frage, eine Unruhe, ein Begehren wecken, das nach Antwort verlangt.“ (Ranefeld 2004, 34).²⁷

Indem Lacan vom Begehren der Analytikerin spricht, öffnet er meiner Ansicht nach eine Schneise hin zu den fundamentalen Erfahrungen, die sie als Analysandin während ihrer Analyse gemacht hat. Mit ihnen kann sie in einer sich ständig aktualisierenden, übertragenen Verbindung bleiben – aus einer Position der Nachträglichkeit. Die eigene Analyse bildet das zentrale, verlorene und zugleich niemals ‚besessene‘ Liebesobjekt für die Analytikerin, den Beweggrund ihrer forschenden Sprachaktivitäten: die Ursache ihres Begehrens. Der Mangel, an dem sich ihr berufliches Tun entfaltet und immer wieder herstellt, entsteht unter den Bedingungen des Verlusts ihrer Position oder ihres Seins als Analysandin. Die hiermit verbundenen Befriedigungen werden nicht mehr wiederholbar sein; Befriedigungen, die ihrem Wesen nach eigentümlich genug waren.²⁸

Hinweise für ihr Vorhandensein sind möglicherweise Spuren im Sinn von hinterlassenen Zeichen, Anhaltspunkten oder Fährten. Dem sprachlichen, symbolisierbaren Zugriff bleibt das, was in den langen Jahren einer Analyse ‚eigentlich‘ passiert, im Nachhinein weitgehend entzogen. Vor allem die (un-)heimlichen Genüsse. Wenn Morgenthaler (1981, 16) das, was den Namen „wirkliche Analyse“ verdient, mit der Erzeugung von Veränderung im Sinne

²⁷ Johannes Ranefeld meint an anderer Stelle, der Analytiker provoziere Verführung, verweigert aber, sie zu agieren; er führe im Idealfall nicht auf etwas hin (seine Werte) und verführe nicht zu etwas (seine Lüste); Provokation ohne Aktion lasse einen symbolischen Raum entstehen. (1999, 155) Auch Fritz Morgenthaler betont die zentrale Funktion der beiderseitigen Verführung zwischen Analysand und Analytiker (1981, 78).

²⁸ In „Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung“ macht Freud, was den Nutzen der Eigenanalyse betrifft, optimistische Versprechungen: „(...) das Opfer, sich ohne Krankheitszwang einer fremden Person eröffnen zu haben, wird reichlich gelohnt. Man wird nicht nur seine Absicht, das Verborgene der eigenen Person kennenzulernen, in weit kürzerer Zeit und mit geringerem affektiven Aufwand verwirklichen, sondern auch Eindrücke und Überzeugungen am eigenen Leibe gewinnen, die man durch das Studium von Büchern und Anhören von Vorträgen vergeblich anstrebt. Endlich ist auch der Gewinn aus der dauernden seelischen Beziehung nicht gering anzuschlagen, die sich zwischen dem Analysierten und seinem Einführenden herzustellen pflegt.“ (1912, 382 f.)

einer „revolutionären innerpsychischen Bewegung“ beschreibt, um nichtsdestoweniger zu betonen „Die Erfahrung der eigenen Analyse ist in erster Linie die Erfahrung der Begrenztheit, der Beschränkung auf Weniges, das veränderbar ist“ (ebda. 15), verweist er auf große, unwägbare Spannbreiten. Eine Analysandin erfasst die für sie widersprüchliche Dimension am Ende ihrer Analyse mir gegenüber folgendermaßen: „Nach außen hin bin ich die Gleiche geblieben. Nur die Gebilde in mir haben sich verändert - sehr sogar. Es ist schwer zu verstehen und noch schwerer zu erklären.“

Abgesehen von dem beliebten Gesellschaftsspiel „Wer ist/war bei wem in Analyse?“ gibt es unter praktizierenden Analytikern kaum eine Thema, das konsequenter nicht-besprochen²⁹ wird als die Erfahrung der eigenen Analyse, die vielerorts unter ‚Lehranalyse‘ firmiert.³⁰ Nicht-Sprechen muss zwar nicht Schweigen bedeuten. In verschobener, anonymisierter, erlaubter Art und Weise (im übertragenen Sinne also) wird jeder Analytiker in sogenannten Falldarstellungen in vermittelter Form auch über sein eigenes ehemaliges Dasein als Analysand sprechen. Dennoch gibt das Warum und Wieso der Vermeidung unvermittelter, direkter Auskünfte zu denken – noch dazu, wo vorgeschriebene Quantitäten von hoher Stundenfrequenz und langer Dauer der Eigenanalyse nicht nur zu den großen Hürden, sondern auch zu den vermeintlichen Qualitätsstandards psychoanalytischer Ausbildungseinrichtungen zählen. Der Ort, an dem nach der Ursache für das Begehren des Analytikers zu suchen ist, gleicht einem heiligen Schrein. Eine der hiermit verknüpften Gefahren sehe ich in der „Unbewußtmachung“ (Erdheim) derjenigen von einem Begehren des Anderen herrührenden Fundamente der Berufsausübung, die bei Analytikern nicht selten zu Fetischbildungen führt, was ihre Vorstellungen über die ‚wirkliche‘ Analyse, Handhabung des settings, Ordnung der Ausbildung etc. betrifft. In Anbetracht der im Schrein der Eigenanalyse verborgenen, transgenerational wirksamen Verführungsakte scheint das um sie herum ausgebreitete Schweigegeübde der Eingeweihten jedoch immerhin verständlich. Wenn die gehüteten Geheimnisse schon nicht gelüftet werden dürfen³¹ oder können³², so lassen sich immerhin Überlegungen zu ihrer Feinstofflichkeit anstellen.

²⁹ Ausnahmen bestätigen diese ungeschriebene Regel: Einzelne Analytiker berichten (häufig am Ende ihres Berufslebens) über ihre analytischen Erfahrungen mit Freud, Klein, Winnicott, Fairbairn, Lacan usw. Im Brennpunkt dieser Berichte stehen jedoch tendenziell Taten und Aussagen der jeweiligen ‚Meister‘. Selten sind Enthüllungen über das eigene Erleben des analytischen Prozesses, über Erschütterungen oder das Zusammenspiel zwischen Phantasmen und ‚gelebter Geschichte‘.

³⁰ Laplanche (2000) bezeichnet sie als Psychoanalyse ‚auf Bestellung‘ und hat die Institution der Lehr-Analyse in ‚seiner‘ (von der IPA dennoch anerkannten) Association psychanalytique de France (APF) abgeschafft, vgl. Koellreuter 2004, 21.

³¹ Diesbezüglich bildet die Lacan-Schule eine Ausnahme: 1967 wurde von Lacan ein Übergangsritual (die Passe) als Modell der Selbstautorisierung des künftigen Analytikers entwickelt. Nach dem Ende der eigenen Analyse berichtet der jeweilige passeur gegenüber zwei Zeugen von seiner Analyse und deren Beendigung. Die

Voraussetzung dafür, ein Begehren als Analytiker entwickeln zu können, ist, Objekt des Begehrens eines Anderen (Analytikers) gewesen zu sein. Aber was darf ein Analytiker schon begehren an seinen Analysanden? Er muss es darauf anlegen, so Lacans Antwort, zur Ursache des Begehrens seines Analysanden zu werden.

Das klingt vielleicht vermessen oder schlicht unverständlich. Träger der Ursache des Begehrens zu werden, bedeutet als Analytikerin eine Stellung einzunehmen, die über das „bestimmte Etwas“ verfügt, damit die Lust am Sprechen der Analysandin in Bewegung geraten kann. Die Analysandin soll nicht nur darüber sprechen können, worüber sie Bescheid weiß, sondern über das Verwerfliche (Verdrängte), das sich dem bisherigen Zugang entzog. Als Adressatin der Sprechlust der Analysandin hat die Analytikerin das Gehörte auf Basis ihrer besonderen Aufmerksamkeit in Verwahrung zu nehmen. In diesem Geschehen hat sie sich nicht als konkretisierbares, irdisches Liebesobjekt, d.h. als Person, die vieles weiß, versteht und kann, einzurichten – hiermit würde sie nicht zur Ursache, sondern zum Objekt des Begehrens werden, zur idealisierbaren Fürsprecherin oder Lückenfüllerin.³³

Für den Analysanden zum Träger der Ursache seines Begehrens zu werden, ist eher mit einer ganz anderen Analytiker-Position verwandt: derjenigen eines sich seiner Vergänglichkeit bewussten und trotzdem engagierten *Lückenbüßers*. Dieser bewegt sich in einem provisorischen Milieu, dient der Überbrückung und besiedelt die (Zeit-)Räume zwischen vergangenen und künftigen ‚wirklichen‘ Liebesobjekten bzw. Ereignissen. Zu diesen Liebesobjekten gehören auch die bisherigen Selbstdeutungen des Analysanden. Ihnen stellt der Analytiker keine neuen, korrekteren (Sinn-)Deutungen an die Seite. Vielmehr hat er einen Platz für das Unaussprechliche offenzuhalten. Insofern betätigt er sich als Platzhalter, der die Öffnung in Richtung des unwiederbringlich Verlorenen nicht zuschüttet. An diesem Ort dominiert die Angst vor dem Nichts. Der Analytiker benötigt ein Gerüst, um dieser Angst begegnen zu können.

Passe sollte freiwillig sein und nicht der Verleihung eines bestimmten Status dienen (vgl. Roudinesco 1999, 501 ff. Fink 2005, 281 f.).

³² Bion zufolge bildet die Psychoanalyse eine unsagbare „unaussprechliche Erfahrung“ (zit. nach Wiedemann 2007, 219), das Erleben des psychoanalytischen Prozesses sei nicht in Worte zu fassen, am wenigsten durch Theorien.

³³ Viele Analytiker sehen ihre – deutende - Funktion allerdings tatsächlich als mehr oder weniger omnipotente Lückenfüller, die ihren Analysanden Sinnzusammenhänge und Handlungsmotive zu erschließen hätten, beispielsweise Annemarie Laimböck: „Es gibt demnach bessere und schlechtere Deutungen, nämlich solche, die viele bzw. wenige Lücken schließen, das heißt einen umfassenden bzw. weniger umfassenden Sinn thematisieren.“ (2000, 34)

Was geschieht im Zwischenraum?

Die Analytikerin sorgt für Mangel an Befriedigung, indem sie zwar jeder beiläufigen, verschluckten Äußerung der Analysandin Aufmerksamkeit schenkt und sie damit hörend und sprechend auf sich bezieht, um zugleich ‚abstinent‘ zu bleiben hinsichtlich ihrer Antwort auf die facettenreich gestellte Frage „Was muss ich tun, um Dir zu gefallen? Was willst Du von mir?“.³⁴ Die Lückenbüßer-Analytikerin enttäuscht Erwartungen, irritiert, bleibt unkalkulierbar. Genau über diese, im alltäglichen zwischenmenschlichen Umgang eher zweifelhafte Tugend ist sie nun – in der Nachträglichkeit - mit ihrem eigenen, verlorengegangenen, zentralen Objekt des Begehrens (als der Ursache ihrer Berufswahl) verknüpft. Es sind die Erfahrungen als Analysandin mit ihrem Analytiker, einer Person oder besser Un-Person mit schwer einschätzbaren Ambitionen und Eigenheiten. In ihrem ‚Gegenüber‘ hinter der Couch fand sie ein unerschütterlich forschendes Wesen, das zwar meist keine tröstenden Antworten gab in Bezug auf das Woher und Warum; ein Gegenüber, das auch nicht permanent Fragen stellte und womöglich sogar über weite Strecken schwieg, das aber dazu verführte, eigene Fragen sowie Antworten darauf in Erfahrung zu bringen. Woher nimmt mein Analytiker eigentlich die Überzeugung oder Berechtigung, mich immer wieder mit seinem Schweigen zu belästigen, obwohl ich mich oft genug über dessen (von mir so erlebte) ‚Impertinenz‘ beschwert habe? Dies war eine der Kernfragen, die mich in Rahmen meiner eigenen Analyse beschäftigten.

Wenig Enthaltbarkeit erlegen sich Analytiker generell auf, was ihre Neugier auf jede noch so versteckte, mögliche Manifestation des Unbewussten betrifft: „Indem der Analytiker all diesen Dingen (Versprechern, Nebensächlichkeiten, Vergessenem, Gesten usw., U.K.) eine Bedeutung zuweist, wird er für den Analysanden zur Ursache seines Staunens und Nachdenkens, seiner Träume und Spekulationen: er wird zur Ursache für das Begehren des Analysanden (...)“ (Fink 2005, 81).

Es geht nicht um die Analytikerin als Person, die hier zu einer Ursache wird. Wenn eine Analysandin überlegt: „Ich frage mich, warum ich Ihnen das jetzt so genau erzähle und etwas

³⁴ Zum Paradoxon der Abstinenz schreiben Knellessen et.al.: „Abstinenz ist nicht eine Position, die der Analytiker durch sorgfältige, sein Tun legitimierende Ausbildung erlangt; sie ist vielmehr der eine Pol eines Widerspruchs, dessen anderer Pol die Deutung ist. Abstinenz und Deutung sind ohne einander nicht denkbar: In der Haltung der Abstinenz gibt sich der Analytiker als unberührbar und indem er das tut, kann er in der Deutung gerade das Gegenteil exemplifizieren: also alle Äußerungen des Analysanden als Übertragungsäußerungen auf sich beziehen, das heißt, so tun, als ob sie keinen anderen Sinn hätten, als ihn zu berühren.“ (Knellessen et. al. 2003, 116)

Anderes nicht“ oder, wenn ein Analysand bemerkt: „Es gibt da einen Gedanken, den ich vor kurzem erstmals zu denken wagte – ich traue ihm aber noch nicht so ganz über den Weg“ wird keine unmittelbare Wunscherfüllung in Form einer erklärenden Antwort oder Entlastung durch die Analytikerin gefordert. Das Denken der Analysanden hat sich weg von der Analytiker-Person hin zum Analysieren bewegt - sie selbst sind am Vorgang der Betrachtung des Unbewussten, wie es im Geschehen mit der Analytikerin präsent wird, beteiligt. Das Analysieren kreist um die Frage: Warum schaut mein Text eigentlich so aus? Der Text oder besser: die Textur des eigenen Sprechens wird dabei nicht nur als etwas Vertrautes, sondern auch als etwas Fremdes oder Seltsames betrachtet.

Diesem fremd-werdenden Text hört die Analytikerin genauso staunend, nachdenkend, eingreifend zu, wie sie es damals, im Zusammenspiel mit ihrem Analytiker tun konnte, nachdem ihr die Besonderheiten ihres eigenen Sprechens ‚gegenüberzutreten‘ begannen. Der Analytiker hat sich in diesem Fall davor zu hüten, so Lacans Plädoyer, hier selbst einen geschlossenen Sinnzusammenhang herzustellen, beispielsweise in der Verknüpfung mit früherem Material und Hypothesen zu kausalen Ursachen, selbst wenn sich ihm bestimmte Überlegungen dazu aufdrängen.³⁵ Er hat vielmehr eine Spannung aufrechtzuerhalten, hervorzuheben oder zu provozieren, die den sprachlichen Formulierungen des Analysanden selbst innewohnt.

Ein Analysand erzählt mir offen, bewegt und ausführlich von seinen umfassend-erotischen Begegnungen mit einer Liebespartnerin, die er vor kurzem kennengelernt hatte. Die Zukunft dieser Beziehung sei noch völlig offen, sie hat einen Lebensgefährten. Obwohl er für seine bisherigen sexuellen Erfahrungen ziemliches Neuland betritt, wie er meint, wirkt seine Erzählung auf mich erstaunlich souverän, abgeschlossen, eben: anständig. Nachdem ich einige Zeit über diesen Eindruck nachgedacht und nichts gesagt hatte, fällt ihm etwas ein. Eigentlich will er gar nicht damit herausrücken. Es ginge mich ja im Grunde genommen gar nichts an und ist ihm sehr unangenehm. Aber jetzt kann er ohnehin nicht mehr anders. Also: Wenn er Dritten, vor allem Freunden gegenüber von der Analyse bzw. von mir spricht, hat er mir einen Spitznamen gegeben. Nach längerem Zögern spricht er ihn aus. Ich muss spontan lachen. Er stimmt verhalten ein. Für den Rest der Stunde wendet er sich mit Neugier dem Spitznamen und der Peinlichkeit des Aussprechens zu. In ihm hat er mich zu einer Figur

³⁵

Dies betont auch Laplanche in „Die Psychoanalyse als Anti-Hermeneutik“ (1998).

verdichtet, deren Begehren ihm Kraft und Sinnlichkeit verleiht. Seine erotischen Abenteuer entsprechen ihren (also meinen) Intentionen mit ihm...

Die an mich gerichtete Erzählung über die Begegnungen mit seiner Partnerin war für meinen Analysanden offenbar wenig ‚verwerflich‘, in ihr schienen sich sogar kleine, freudige Triumphe auszudrücken. Mein Schweigen entstand aus dem spontanen Bedürfnis, über die mich selbst irritierende Form seiner souverän wirkenden Erzählweise nachzudenken: wie passt sie mit dem Neuland zusammen? Dieses Schweigen könnte die formale Lücke hergestellt haben, die der Analysand wiederum benötigte, um sich auf die Schwelle von dem gut Besprechbaren zu jenen Vorgängen hinzubewegen, die für ihn das Sprechen zutiefst unanständig werden ließen. Die Krux lag in der Enthüllung des Spitznamens. Seinen Freunden gegenüber hatte dieser die Funktion eines Witzes: er konnte sich in selbstironischer Form über mich lustig machen. Für meine Ohren war der Witz jedoch nicht bestimmt. Bereits die Erzählung wurde zur ernsthaften Qual. Bis ich lachen musste. Unbeabsichtigt hatte die Unmittelbarkeit dieses Lachens die Wirkung einer Deutung. Es führte zu einem für den Analysanden überraschenden Positionswechsel von der Analytikerin als Objekt des Witzes zur Analytikerin als Publikum oder als „dritte Person“, die durch ihr Gelächter „psychische Übereinstimmung“ (Freud 1905, 169) mit einer Tendenz in der Person des Witzerzählers signalisiert, laut Freud ein unentbehrliches Faktum für die Vollendung eines Witzvorgangs (ebda. 174). Im Folgenden beschäftigte sich mein Analysand mit seiner Er-Findung des Spitznamens, dessen Bedeutung, den Reaktionen seiner Freunde und mit seiner eigenen Reaktion auf mein Lachen. In welcher Weise er mich zum Objekt formte, enthüllte der Analysand in seiner sprechenden Begegnung mit diesen Geschehnissen deutend wie von selbst. Der Namen gab darüber Auskunft, wie er mich, die Analytikerin - als Lückenbüßerin - dazu benützen konnte, mit seiner Partnerin die ‚sinnliche‘ Liebe zu genießen. Unangenehm, verpönt bis beängstigend war für ihn der Gedanke, sich dabei als meine Marionette zu entlarven und in vollständige Abhängigkeit zu geraten. Mittlerweile liegt die Krux mit der Enthüllung des Spitznamens bei mir: Ich werde die Grenze des Unanständigen nicht überschreiten und ihn weiterhin verschweigen.

Begehren – Bewegen – Analysieren

Als Analytiker sind wir beständig auf der Suche nach Anhaltspunkten für jene Kräfteverhältnisse, von denen menschliche Subjekte zwar getrieben werden, die jedoch nicht

unmittelbar zugänglich sind. Für den Analysanden geht es im analytischen Prozess darum, die ursprünglichen Konstellationen zu erforschen, in denen die Unruhe des Begehrens über ihn hereinbrach. Es liegt im Begehren der mit ihrer Methode liierten Analytikerin, *so* über einen Inhalt zu sprechen, dass der Bereich des Anständigen überschritten und das Sexuelle, das Unanständige spürbar werden kann. Ihr besonderes Augenmerk gilt einer Schwelle oder einem Umschlagplatz.

Das Unbewusste gehorcht anderen Gesetzmäßigkeiten als das Bewusste, wie Morgenthaler (1981, 104) betont. Zwischen beiden Systemen besteht ein grundlegender Widerspruch. Es herrscht hier keine Kontinuität, sondern Disharmonie. Dementsprechend benötigt der Analytiker in seinem Vorgehen Gerüste und Bezugspunkte, die von ihrer Orientierung konträr zum Bewusstseinsfähigen ausgerichtet sind, um nicht vordergründig in Empathie oder verstehendem Rationalisieren (etwa durch rekonstruktive Sinndeutungen) zu verharren. Als Kontrastmittel zu den vom Analysanden erzählten Inhalten dient dem Analytiker die genaue Beachtung und Akzentuierung ihrer formalen Besonderheiten: die Abfolge der Einfälle, Wiederholungen, Ausblendungen, Versprecher, die Art des Sprechens usw.³⁶ In diesen behandelungs'technischen' Ansätzen lassen sich interessante Ähnlichkeiten zwischen Morgenthaler und Lacan feststellen. Was die Analyse ausmacht, lässt sich nicht unter Prämissen von optimaler Deutung, Verstehen, Einsicht zugunsten von Wachstum, Ich-Stärke, Identifikation mit dem Analytiker subsumieren. Dem Verständnis von Übertragung als Wiederbelebung einer Bewegung oder als Ortswechsel (Klemann 2008, 400) entsprechend, wird der psychoanalytische Prozess angemessener durch Modelle charakterisiert, die Bewegungen im Raum markieren, Transformationen/Verwandlungen anzeigen und Neuformulierungen bzw. Neukonfigurationen im Visier haben.

Die Analyse im neurotischen Milieu führt so gesehen zu einer strukturell verändernden ‚Ich-Schwächung‘ zugunsten erhöhter Durchlässigkeit gegenüber Strömungen aus dem Unbewussten als einem Territorium des Fremdartigen, Beängstigenden, Absurden, ursprünglich vom Anderen herkommenden. Wenn es gut geht, kann dies mit erweiterten, rund um bestimmte Fixierungsstellen beweglicher gewordenen Möglichkeiten der Befriedigung (des Genießens) korrespondieren.

Die Position der Analytikerin als Lückenbüßerin erscheint mir als eine zutiefst Privilegierte. Ihr Arbeitsplatz an der Schaltstelle für Restbestände und Überschüsse sichert nicht nur die

³⁶ Morgenthaler plädiert darüber hinaus für den Vorrang der Beachtung verschiedener formaler Aspekte betreffend Traumvorgang, Traumerinnerung und –erzählung, die der Analyse von Traumgehalten vorauszugehen habe. Vgl. Morgenthaler 1990, Binswanger 2001, 37 ff.

besonderen Reize an den Übergängen zwischen Stillstand und Bewegung. An diesem Ort eröffnet sich ein breites Spektrum zwischen Vergangenheit als verdrängter (Sexual-)Geschichte und Zukunft als Illusion – dies inmitten einer in Bewegung geratenen Gegenwart, in der das fundamental unterschiedliche Begehren von mindestens zwei Subjekten zum Einsatz kommt.

Literatur

BAUDRILLARD Jean (1983): *Lasst Euch nicht verführen!* Berlin: Merve.

BAYER Lothar/ QUINDEAU Ilka (Hg.) (2004): *Die unbewusste Botschaft der Verführung. Interdisziplinäre Studien zur Verführungstheorie von Jean Laplanche.* Gießen: Psychosozial.

BINSWANGER Ralf (2001): *Formale Gesichtspunkte bei der psychoanalytischen Arbeit mit Träumen.* In: KÖRBITZ U. (Hg.): *Der Traum. Werkblatt - Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik*, 46, 32 – 43.

BORENS Raymond (2006): *Jenseits der Anerkennung. Anerkennung und Übertragung.* In: *Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis*, 21, 404 – 423.

BORMANN Claus von (1994): *Begriffsschicksal ‚Wunsch-Begehren‘.* In: PRASSE J./ RATH C.D. (Hg.): *Lacan und das Deutsche. Rückkehr der Psychoanalyse über den Rhein.* Kore: Freiburg, 67 – 77.

EVANS Dylan (2002): *Wörterbuch der Lacanschen Psychoanalyse.* Wien: Turia + Kant.

FINK Bruce (2005): *Eine klinische Einführung in die Lacansche Psychoanalyse. Theorie und Technik.* Wien: Turia + Kant.

FINK Bruce (2006): *Das Lacansche Subjekt. Zwischen Sprache und Jouissance.* Wien: Turia + Kant.

FREUD Sigmund (1895): *Studien über Hysterie. Zur Psychotherapie der Hysterie.* GW I, 75-312.

FREUD Sigmund (1900): *Die Traumdeutung.* GW II/III.

FREUD Sigmund (1905): *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten.* GW VI.

FREUD Sigmund (1912): *Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung.* GW VIII, 376-387.

FREUD Sigmund (1915): *Zeitgemäßes über Krieg und Tod.* GW X, 324-355.

FREUD Sigmund (1916-17): *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse.* GW XI.

FREUD Sigmund (1926): *Die Frage der Laienanalyse.* GW XIV, 207-286.

FREUD Sigmund (1938): *Abriß der Psychoanalyse. Die psychoanalytische Technik.* GW XVII, 63-138.

GREEN André (2000): *Geheime Verrücktheit. Grenzfälle der psychoanalytischen Praxis.* Gießen: Psychosozial.

HEIM Robert (1986): *Wunsch, Bedürfnis und Begehren.* In: *Psyche*, 40, 819 – 852.

HOCK Udo (2001): *Lacan – Laplanche: Zur Geschichte einer Kontroverse.* In: GONDECK H.-D./ HOFMAN R./ LOHMANN H.-M. (Hg.): *Jacques Lacan – Wege zu seinem Werk.* Stuttgart: Klett-Cotta, 203 – 236.

HOCK Udo (2004): Botschaft und Übersetzung. In: BAYER L./ QIENDEAU I. (Hg.): Die unbewusste Botschaft der Verführung. Interdisziplinäre Studien zur Verführungstheorie von J. Laplanche. Gießen: Psychosozial, 121 – 139.

KING Vera (1995): Die Urszene der Psychoanalyse. Adoleszenz und Geschlechterspannung im Fall Dora. Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse.

KLEMMANN Manfred (2008): „Wer nicht hören will, muß fühlen!“ Übertragungsanalyse und die unbewußten Wünsche des Analytikers. In: Psyche. 62, 397 – 421.

KNELLESSEN Olaf, PASSETT Peter, SCHNEIDER Peter (Hg.) (1998): Übertragung und Übertretung. Tübingen: edition diskord.

KNELLESSEN Olaf, PASSETT Peter, SCHNEIDER Peter (2003): Das Deuten der Psychoanalyse. Wien: Turia + Kant.

KOELLREUTER Anna (Hg.) (2004): Festschrift zum 80. Geburtstag von J. Laplanche. Werkblatt. Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik. Nr. 52.

LACAN Jacques (1954a): Der Begriff der Analyse. In: Das Seminar Buch I. Weinheim: Quadriga 1990. 342-361.

LACAN Jacques (1954 b): Über den Narzissmus. In: Das Seminar Buch I. Weinheim: Quadriga 1990. 140-154.

LACAN Jacques (1964): Das Seminar Buch XI. Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Weinheim: Quadriga 1996.

LAIMBÖCK Annemarie (2000): Das psychoanalytische Erstgespräch. Tübingen: edition diskord.

LANGLITZ Nicolas (2005): Die Zeit der Psychoanalyse. Lacan und das Problem der Sitzungsdauer. Frankfurt/M.: suhrkamp.

LAPLANCHE Jean (1996): Die unvollendete kopernikanische Revolution in der Psychoanalyse. Frankfurt/M.: Fischer.

LAPLANCHE Jean (1998): Die Psychoanalyse als Anti-Hermeneutik. In: Psyche. 52, 605-618.

LAPLANCHE Jean (2000): Die Lehranalyse: eine Psychoanalyse ‚auf Bestellung?‘ In: Psychoanal-Info Nr. 53, 54 – 62.

LEIKERT Sebastian (2002): Übertragung und Stimme. In: Jahrbuch für Klinische Psychoanalyse 4, Tübingen: edition diskord.

LIPOWATZ Athanasios (1982): Diskurs und Macht. J. Lacans Begriff des Diskurses. Marburg/Lahn: Guttandin und Hoppe.

LÜHMANN Hinrich (2006): Schule der Übertragung. In: PAZZINI K.J./ GOTTLOB S. (Hg.): Einführungen in die Psychoanalyse II. Bielefeld: transcript.

MORGENTHALER Fritz (1981): Technik. Zur Dialektik der psychoanalytischen Praxis. Frankfurt/M.: Syndikat.

MORGENTHALER Fritz (1990): Der Traum. Fragmente zur Theorie der Technik der Traumdeutung. Frankfurt/M.: Campus.

MÜLLER-POZZI Heinz (2008): Eine Triebtheorie für unsere Zeit. Sexualität und Konflikt in der Psychoanalyse. Bern: Hans Huber.

NEYRAUT Michel (1976): Die Übertragung. Eine psychoanalytische Studie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

PARIN Paul (2008) Was uns bewegt: Obligat subjektiv. Gespräche mit Paul Parin. In: du. Die Zeitschrift der Kultur Nr. 788, 96 – 110.

RANEFELD Johannes (1999): Die laute und die leise Stimme. In: GROSSMANN-GARGER B./ PARTH W. (Hg.): Die leise Stimme der Psychoanalyse ist beharrlich. Giessen: Psychosozial, 148 – 163.

RANEFELD Johannes (2004): It's the question that drives us. In: texte. psychoanalyse. ästhetik. kulturkritik Heft 3, 31 – 43.

ROAZEN Paul (1999): Wie Freud arbeitete. Berichte von Patienten aus erster Hand. Gießen: Psychosozial.

ROUDINESCO Elisabeth (1999): Jacques Lacan. Bericht über ein Leben, Geschichte eines Denksystems. Frankfurt: Fischer.

RUHS August (1999): Ruf an! Die Stimme und ihr Trieb. In: GROSSMANN-GARGER B./ PARTH W. (Hg.): Die leise Stimme der Psychoanalyse ist beharrlich. Giessen: Psychosozial, 73 – 86.

THEWELEIT Klaus (2007): Psychoanalyse ist keine philologische Interpretationsmethode sondern Kunstarbeit. In: TIMM E./ KATSCHNIG-FASCH E.: Kulturanalyse – Psychoanalyse – Sozialforschung. Buchreihe d. Österr. Zeitschrift für Volkskunde, Band 21, 315 – 329.

WARSITZ Rolf-Peter (2004): Der Andere im Ich. Antlitz – Antwort – Verantwortung. In: Psyche. 58, 783 – 810.

WIDMER Peter (1983): Medizinischer, psychotherapeutischer und psychoanalytischer Diskurs. In: Psyche. 37, 193 – 203.

WIDMER Peter (1990): Subversion des Begehrens. J. Lacan oder die zweite Revolution der Psychoanalyse. Frankfurt/M.: Fischer.

WIEDEMANN Wolfgang (2007): Wilfred Bion. Biografie, Theorie und klinische Praxis des ‚Mystikers der Psychoanalyse‘. Gießen: Psychosozial.

Ulrike Körbitz, Dr. phil. Psychoanalytikerin in eigener Praxis (Graz). Stationen: Werkstatt für Gesellschafts- und Psychoanalyse/Salzburg, Psychoanalytisches Seminar Zürich, Grazer Arbeitskreis für Psychoanalyse; Mitglied des Werkblatt-Redaktionsbeirates.